

XXIV. Jahrgang
Nr. 2

Berliner

10. Januar 1915
Einzelpreis
10 Pfg.
oder 15 Heller

Illustrierte Zeitung

Verlag Ullstein & Co., Berlin SW. 68

Copyright 1915, by Ullstein & Co.



Nach dem Kampf.
Straßenbild aus einer Stadt in Frankreich.



Beschießung feindlicher Flieger mit einem Maschinengewehr, das auf einem Auto angebracht ist.
In Frankreich gezeichnet von Ernst W. Heims.

Im Kampf mit den Fliegern



Bericht von den Leiden der Russenzeit.

Der Kampf gegen die Flieger, die durch ihre Beweglichkeit auch die größte Geschwindigkeit der Abwehrmittel erfordern, hat dazu geführt, Maschinengewehre, die sich als „Fliegergeschütz“ bewährt haben, auch auf Automobilen zu befestigen. Unser Mitarbeiter, der Maler Ernst Heims, der beim Generalkommando des Gardekörps auf dem Kriegsschauplatz weilt, hat im Bilde die Szene festgehalten, wie der Autosherrenfahrer J. Beutler, der auch als Rennstallbesitzer bekannt ist, mit dem Maschinengewehr auf französische Flieger schießt, die in der Nähe Bomben abwarfen. Das Auto ist ein Wagen von 55 Pferdekraften, der imstande ist, mit der größten Schnelligkeit den feindlichen Vögeln nachzueilen. Verschiedene Autolenker, deren Wagen mit solchen Gewehren ausgerüstet sind, haben sich durch häufiges Schießen auf die feindlichen Flieger eine solche Treffsicherheit angeeignet, daß sie förmlich als Spezialisten für Fliegerabwehr angesehen werden und telephonisch abgerufen werden, um hier und da auf das bombenwerfende Fliegervolk zu jagen. Um einen Flieger zu treffen, muß der Schütze eine große Uebung im Schätzen von Höhe und Entfernung des Flugzeuges besitzen. Flieger,

die in einer größeren Höhe als 1000 Meter und dabei 2 Kilometer vom Standplatz der Schützen entfernt schweben, mit Maschinengewehren zu bekämpfen, ist ziemlich aussichtslos, da diese Waffen keine so große wirksame Schußweite besitzen. Erfolge der Schützen in solchen Fällen sind mehr oder weniger Zufallstreffer. Ist der Pilot in der Lage, seinen Apparat in größeren Höhen zu halten, so kann er nur von Geschützen erfolgreich unter Feuer genommen werden. Am wirksamsten sind die eigens zur Beschießung von Flugzeugen, Luftschiffen und Ballonen konstruierten Abwehrgeschütze, deren Geschosse bei einer größten Schußweite von ca. 13000 Metern eine Steighöhe von 8500 Metern besitzen. Sie sind leicht zu richten und können zu wirksamer Verfolgung der Flieger auf Panzerautomobile montiert werden. Die schrapnellähnlichen Geschosse enthalten eine starke Rauchwolken hinterlassende Ladung, die das Einschließen auf das fliegende Ziel erleichtert.



Der Samariter.
Szene von einem österr. Bahnhof.
Phot. Seebald.



Befestigte Stellung unserer Truppen an der ostpreussischen Grenze.
Vor dem Feind ein Drahtverhau.
Phot. Kühlewindt.



Auf einer Landstraße in Russisch-Polen.

Aufnahme unseres Spezialphotographen.



Vormarsch auf Warschau.

Phot. A. Grohs.



Das Völkergemisch unserer Gefangenentransporte: Inder, Engländer und Franzose.

Die exotischen Truppen unserer Feinde.

Die Gefangenen, die sich im Laufe der Kriegszeit in unseren Gefangenenerlagern eingefunden haben, geben einen guten Ueberblick, sozusagen eine lebendige Musterkarte der feindlichen Heere. Am meisten interessieren natürlich die aus Afrika und Asien herbeigeholten „Kulturkämpfer“. Frankreich ließ aus Afrika Zuaven, Turkos und Spahis kommen. Von diesen sind nur Turkos, auch algerische Schützen genannt, und die Spahis, die beritten sind, meist Araber- und Berbermischlinge, farbig. Die Zuaven-Regimenter erhalten ihre Rekruten aus



Hussein Kamel Pascha, der von den Engländern zum Khediven von Aegypten ernannt wurde.



Einschleppen des englischen Kriegsschiffes „Glasgow“, das in der Seeschlacht bei Coronel schwer beschädigt wurde, in den Hafen von Rio de Janeiro.

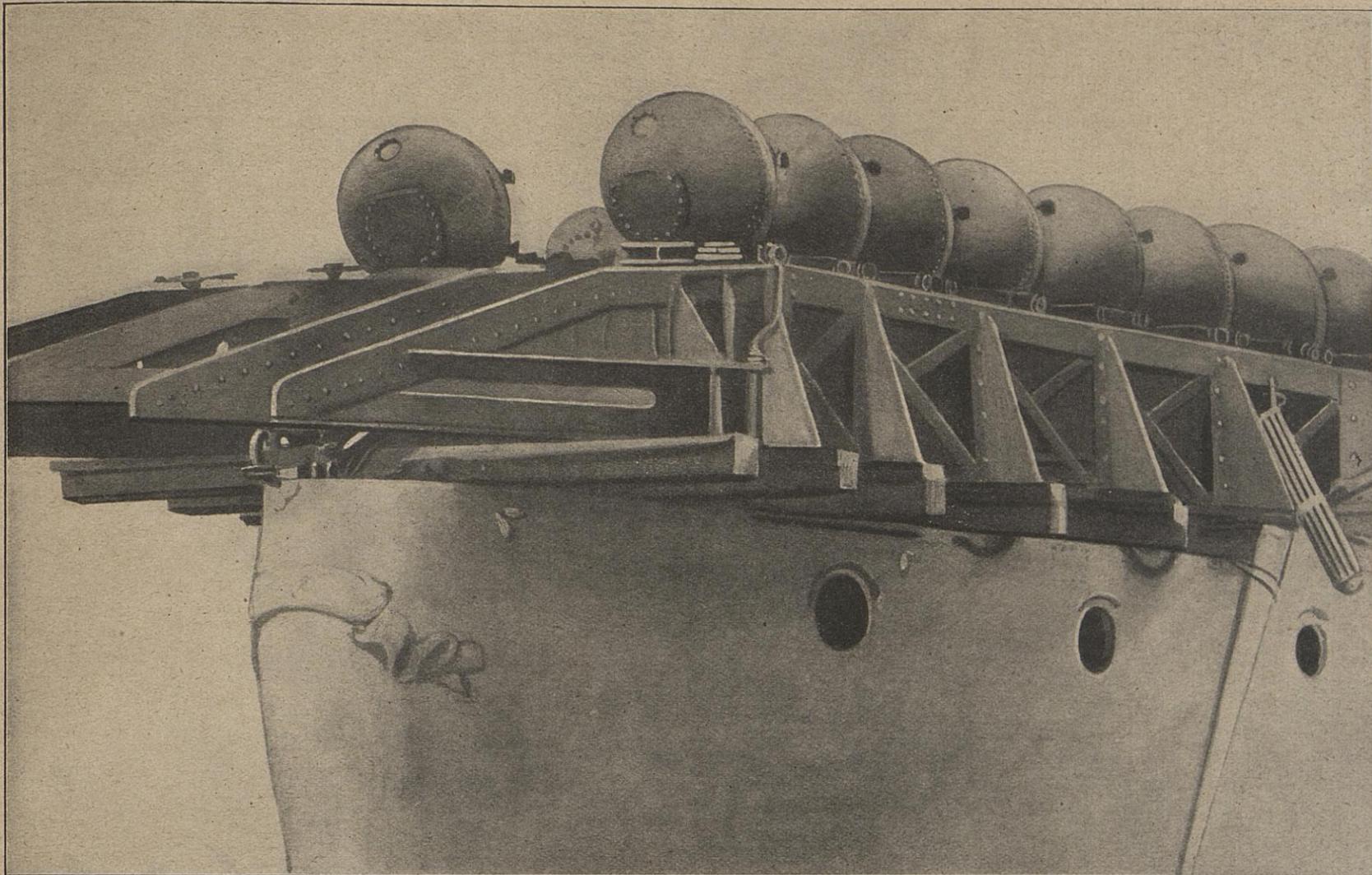


Dschemal Pascha, der Führer der gegen Aegypten vorrückenden türkischen Armee.

Frankreich, größtenteils aus Paris. Es gilt bei vielen jungen Pariser Leuten als fein, bei den Zuaven zu dienen und ihre phantastische Uniform, das kurze Jäckchen und die weite rote Pluderhose,

zu tragen. Die Engländer, die ihre farbigen Truppen nur aus Indien geholt haben, dürften sich in der schreckenerregenden Wirkung der „dunkelhäutigen Gurkhas“ verrechnet haben. Die vielge-

nannten Gurkhas rekrutieren sich aus den Bewohnern Nepals, des am Himalayagebirge liegenden indischen Reiches. Die Gurkha-Regimenter entsprechen etwa unsern Schützen-Bataillonen. Die anfangs ausgesprochene Ansicht, daß diese Kinder Indiens den europäischen Winter nicht ertragen würden, dürfte wohl nicht ganz richtig sein, denn in der Heimat der Gurkhas, am Himalaya, herrscht ein viel strengerer Winter als in unseren Breiten.



Zum Minenlegen eingerichtetes englisches Schiff mit einer Ladung Minen.

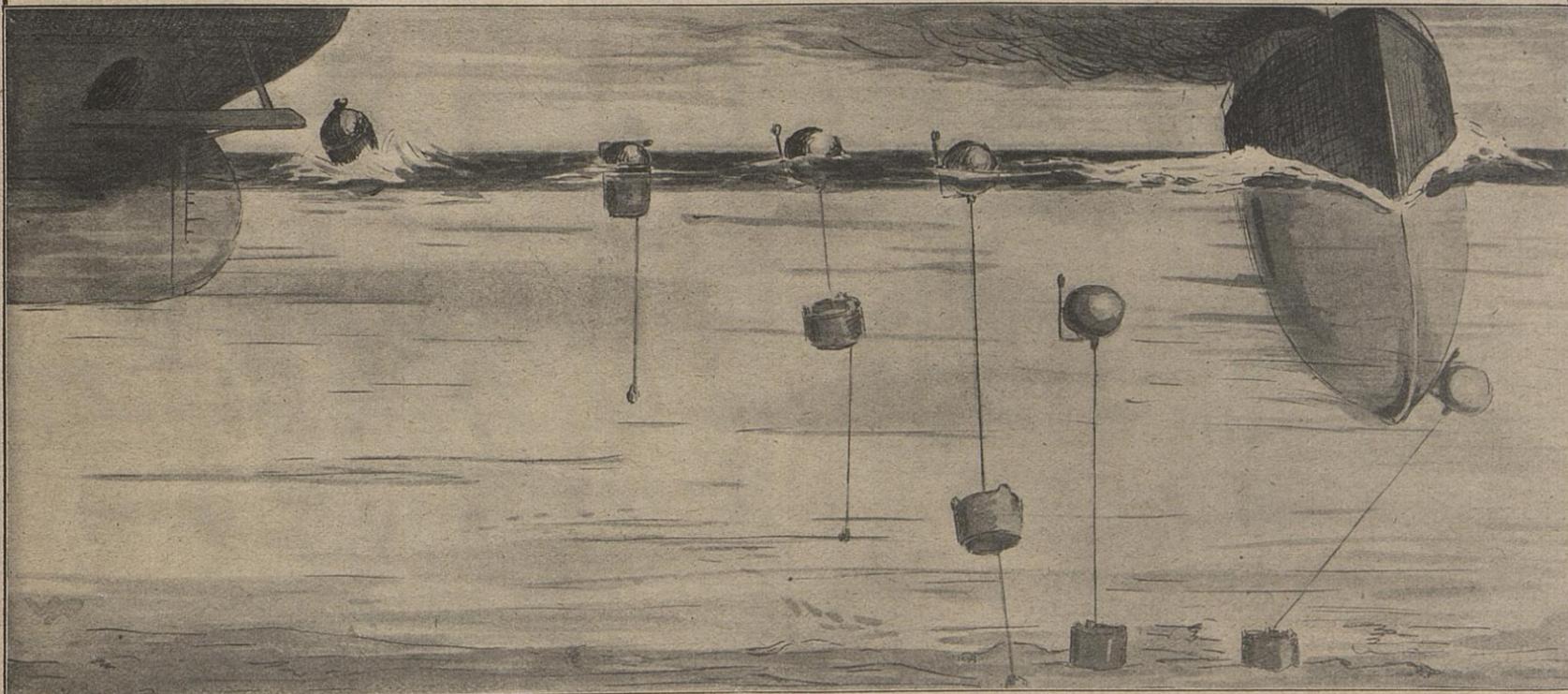
Die Verwendung von Minen im Seekrieg.

Das Ausstreuen und Auffischen von Minen.

Der Amerikaner David Bushnell hat in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zum erstenmal gezeigt, daß Pulver auch unter Wasser zur Entzündung gebracht werden kann, und damit war die Grundlage für die Herstellung von Seeminen gelegt, die heute in der Unterwasserkriegführung eine außerordentlich wichtige Rolle spielen. Wenn schon die erste Anwendung im nordamerikanischen Freiheitskriege stattfand, und

bereits im Jahre 1776 von einem allerdings erfolglos verlaufenen Minenangriff gegen die englische Fregatte „Eagle“ berichtet wird, so wurde doch erst zu Beginn des nächsten Jahrhunderts die Seemine durch Robert Fulton, den Erfinder des Dampfschiffes, zu einem kriegsbrauchbaren Kampfmittel entwickelt. Seitdem ist die Seemine technisch immer mehr verbessert worden, und hat in allen Kriegen der Neuzeit eine stets steigende An-

wendung gefunden. Die Seeminen bestehen aus einem Metallbehälter, der in seinem Innern mit einem stark wirkenden Sprengstoff gefüllt und mit einer besonderen Zündvorrichtung versehen ist. Die Mine soll in dem Augenblick, in dem das feindliche Schiff sich in ihrer unmittelbaren Nähe befindet, zur Entzündung gebracht werden, in die Schiffswände ein großes Loch reißen, so daß das Schiff selbst durch das eindringende Wasser zum Sinken



Schematische Darstellung des Auslegens von Streeminen, die sich selbsttätig auf eine bestimmte Tiefe einstellen.
 Links: Das Minenschiff; in der Mitte: Untersinkende Minen; rechts: Auf eine Mine fahrendes Schiff.

Nach einer englischen Zeichnung.



Ein wirksames, aber gefährliches Mittel gegen Seeminen: Auffischen der Minen. Dampfer mit geringem Tiefgang schleppen beschwerte Drahttaue hinter sich her, die die Minen aus ihrer Verankerung reißen.



Ans Land geschwemmte Mine.

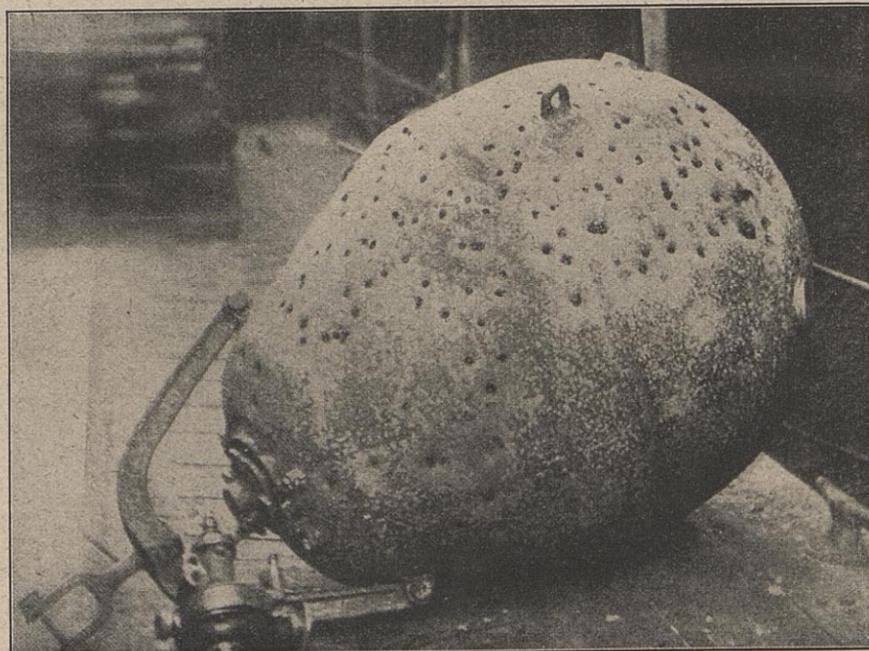
gebracht wird. Als Sprengstoff wurde früher das gewöhnliche Schwarzpulver verwendet, das neuerdings durch einen der modernen Sprengstoffe verdrängt worden ist. Am meisten hat sich dabei nasse Schießbaumwolle bewährt, weil diese trotz großer Sprengwirkung unempfindlich gegen mechanische Einwirkung ist. Die Größe der Sprengladung ist allmählich auf über zwei Zentner gesteigert worden. Eine weitere Steigerung ist unzweckmäßig, weil dadurch die Handhabung der Minen sehr erschwert wird. Die meisten zur Anwendung gelangenden Seeminen werden verankert. Das Höchstmaß der Ankertaulänge ist begrenzt, so daß das Auslegen

der Minen auf bestimmte Wassertiefen beschränkt bleibt. Die Mine selbst muß so tief unter der Wasseroberfläche liegen, daß das vorüberfahrende Schiff an einer wenig geschützten und deshalb die Wirkung der Mine begünstigenden Stelle getroffen wird. Sie darf aber auch nicht zu tief liegen, damit nicht die Schiffe darüber hinweggleiten können, ohne sie zu berühren. Von den nicht verankerten Seeminen, den sogenannten Treibminen, wird nur ein sehr geringer Gebrauch gemacht, weil sie nicht an dem Orte verbleiben, wo sie ausgeworfen sind, sondern durch Strömung und Wind weit weg getrieben, auch der eigenen Schifffahrt gefährlich werden. Die verankerten Seeminen unterscheiden sich nach der Art ihrer Entzündung. Bei den abhängigen Seeminen erfolgt diese vom Lande aus, sie sind deshalb durch ein besonderes Kabel mit einer Landstation verbunden. Von hier aus wird in dem Augenblicke, in dem sich das feindliche Schiff in unmittelbarer Nähe der Mine befindet, der elektrische Stromkreis geschlossen, so daß in der Mine selbst ein Funke entsteht, der die Ladung zur Entzündung bringt. Es ist also erforderlich, daß die Stelle, auf der



Ans Land geschwemmte Mine.

sich das Schiff befindet, vom Lande aus genau avisiert und festgestellt wird. Bei Nacht und Nebel ist die Anwendung dieser Minen deshalb ausgeschlossen. Eine wesentliche Verbesserung zeigt die sogenannte Elektrokontaktmine. Bei ihr wird zwar der elektrische Strom ebenfalls auf dem Lande erzeugt und durch das Kabel der Mine zugeführt, aber der Stromkreis ist in der Mine selbst durch Zwischenschaltung eines besonderen Unterbrechers gestört. Erst wenn dieser sich bei der Berührung durch ein Schiff von selbst schließt, kann der Strom weitergehen. Diese Art Minen sind also ständig scharf und entzünden sich, sowie sie von einem Stoße des Schiffes getroffen



Angeschwemmte Mine mit zahlreichen Spuren von Gewehrschüssen, die die Mine zur Explosion bringen sollten.



Unsere Soldaten beim Einkauf von Backwaren auf dem Marsch durch eine Stadt in Russisch-Polen.

Aufnahme unseres Spezialphotographen.

werden. In weiterer Fortführung dieses Gedankens sind die unabhängigen Minen entstanden, bei denen der ganze Zündungsmechanismus in der Mine selbst liegt, die also vom Lande ganz unabhängig sind und sofort zur Explosion kommen, wenn ein Schiff dagegen anstößt. Dazu gehören die Streuminen, die neuerdings beinahe ausschließlich zur Anwendung kommen. Sie sind mit einer selbsttätigen Tiefeneinstellung versehen, durch die sie sich nach dem Auswerfen von selbst auf eine vorher bestimmte Tiefe einstellen und sich dauernd auf ihr erhalten. Eine besondere Entschärfer-Einrichtung soll die Minen unschädlich machen, sobald sie sich von ihrer Verankerung losgerissen haben. Zur Bedienung der Minen, zu ihrer Auslegung und Beseitigung ist besonders ausgebildetes, technisches Personal erforderlich,



Phot. Becker & Maaß

Paul Wegener, der bekannte Berliner Bühnenkünstler, der das Eisene Kreuz I. Klasse erhielt und zum Leutnant befördert wurde.

dem eigens gebaute Minendampfer zur Verfügung stehen müssen. Die Anwendung der Minen erfolgt zunächst an der eigenen Küste zum Schutze der Kriegshäfen und Handelsstädte, um das Vorgehen feindlicher Schiffe zu verhindern. Daneben werden die Minen aber auch in offensivem Sinne verwendet, indem man sie an der feindlichen Küste auslegt, um feindliche Kriegshäfen zu sperren und das Auslaufen der in ihnen befindlichen Kriegsschiffe zu verhindern. Augenblicklich haben wohl alle Staaten, deren Land durch Meer begrenzt wird, Strandwachen eingerichtet, die die Küsten abpatrouillieren und etwa angeschwemmte Minen festhalten sollen. Dann wird bei jeder Mine ein Posten zurückgelassen, der Neugierige zurückhält, und die Mine von Sachverständigen untersucht oder unschädlich gemacht.



Straße in Dixmuiden, das nach heißen Kämpfen von unsern Truppen erobert wurde. Phot. Benninghoven.



Die Not in Frankreich: Verschenten von Kohlen an Frauen und Kinder, die jeden durchfahrenden Zug umlagern und um Feuerungsmaterial bitten. Phot. A. Grohs.

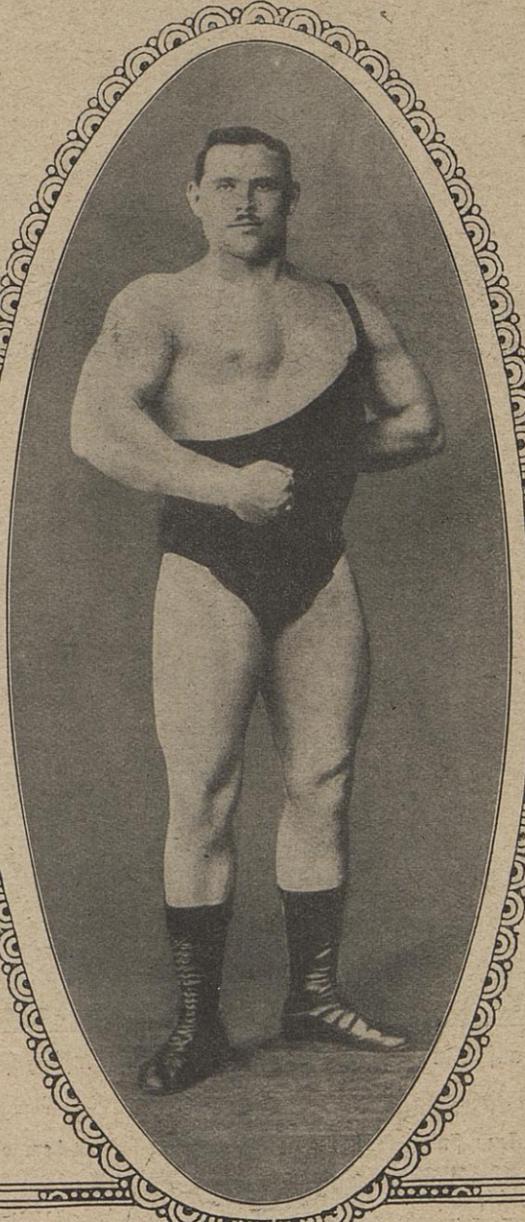
KRIEGS-KURIOSA



In einer Erdhöhlen-Wohnung der österr.-ungarischen Truppen in Galizien.



Erste Hilfe in einer Erdhöhle durch den Arzt.



Paul Trappen, Obergefr. in einem Fuß-Art.-Reg., Weltmeister im Lastenheben, (Reford 4740 Pfd.) sendet uns aus dem Felde sein obenstehendes Porträt und schreibt: „Ich habe einen Russen von 142 Pfd. mit meinem kleinen Finger hochgehoben, dann 3 Stück mit dem rechten Arm hochgehoben und eine Strecke weit getragen. Wie da die Russen über uns Deutsche staunten!“

Das „New York Evening Journal“, eine Zeitung, die ihrem Publikum in fast stündlich erscheinenden Extrablättern die neuesten Depeschen vermittelt, brachte kürzlich in ihrer 8. Ausgabe die Meldung: „Die Deutschen fallen an der Yser wie die Blätter.“ In der 9. Ausgabe heißt es: „Die Verblindeten fallen an der Yser wie die Blätter.“ Die Londoner Tageszeitungen machen sich über diese sonderbare Art der Berichterstattung lustig und eine von ihnen knüpft an die Erzählung des Vorfalles die Bemerkung, dies wäre die wahre Neutralität, da könne sich wenigstens jeder aussuchen, was er glauben will! — Ein englischer Meteorologe, der sich in einem längeren Artikel über das Wetter auf den Kriegsschauplätzen verbreitet, kommt zu dem Schlusse, daß das Wetter dort nur so schlecht sei, weil dort so viel mit Kanonen geschossen würde. Es war zu erwarten, daß die alte Theorie vom „Wetter schießen“ früher oder später in dieser Anwendung auftauchen würde! — In der Riviera sind die Preise infolge des Krieges erstaunlich gesunken. So kann man in Nizza und

Monte Carlo die wunderschönsten Villen, die sonst für die Saison 15,000 Mark kosteten, jetzt für 2000 bis 3000 Mark mieten. Ein sehr elegant eingerichtetes Stockwerk gegenüber dem Kasinogarten in Monte Carlo, für das man im vorigen Jahre wenigstens 5000 Mark monatlich bezahlen mußte, ist heute schon für 240 Mark zu haben. — Ein eigenartiges Kuriosum hat der Kampf gegen ausländische Erzeugnisse in Paris gezeitigt. Die Franzosen, die einerseits auf das weltbekannte „Eau de Cologne“ nicht verzichten, andererseits aber aus Patriotismus kein Parfüm kaufen wollen, das aus Deutschland stammt und sogar den Namen einer deutschen Stadt führt, haben sich durch eine geniale Idee aus dem Dilemma befreit: Sie haben durch Veränderung eines einzigen Buchstabens aus Eau de Co'ogne (Kölnisches Wasser) Eau de Pologne (Polnisches Wasser) gemacht. — Wie alljährlich zu Neujahr hat auch diesmal die berühmte französische Wahrsagerin Madame de Thèbes ihre Voraussage für das Jahr 1915 verkündet und für die Zeit von März bis Juli das Ende des Krieges prophezeit.



Wie sich unser Zeichner die Szene vorstellt.

Zeichnung von Walter Trier.



Dragoner im Schneesturm.

Nach einem Gemälde von A. Koloff.

Der Krieg im Dunkel

Roman von Ludwig Wolff

16. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

Copyright 1914, by Ullstein & Co.

Allen neu hinzutretenden Abonnenten werden die bereits erschienenen Kapitel dieses Romans in einem Sonderabdruck unentgeltlich auf Verlangen nachgeliefert.

Wie soll ich der Dokumente habhaft werden?“ fragte Heinersdorff voll Ungeduld.

„Ich sagte Ihnen ja, daß es ziemlich einfach ist,“ erwiderte Anna Hassström. „Oberst Korsuchin hat mich für heute nachmittag zu einem Tee eingeladen. Ich soll einige Lieder vortragen und eine Kollegin mitbringen. Es werden nur wenige Gäste da sein. Sie müssen mitkommen, um mich am Klavier zu begleiten.“

Seine Augen funkelten.

„Ich verstehe. Bei dieser Gelegenheit soll ich die Kassette an mich nehmen?“

„Das wäre plump und gefährlich,“ antwortete sie überlegen. „Sie würden mit Ihrem Raub nicht weit kommen.“

„Wie denn?“

„Sie müssen sich im Laufe des Vormittags eine Kassette verschaffen, die in Größe und Aussehen der Originalkassette gleicht. Mit dieser Kassette in der Hand, die meinen Schmuck enthalten kann, begleiten Sie mich. Das Schlafzimmer des Obersten, das mir als Garderobe dienen wird, stößt an den Arbeitsraum, in dem sich die Dokumente befinden. Sobald ich meine Lieder vorgetragen haben werde, können Sie sich entfernen. Sie werden aus dem Schlafzimmer die Kassette holen und bei dieser Gelegenheit den Umtausch vollziehen.“

„Das widerstrebt mir,“ sagte er kleinlaut.

„Wenn Sie so ein zartes Gewissen haben, mein lieber Hauptmann,“ spottete sie, „dann dürfen Sie keine Spionage treiben. Ich dachte, Ihnen einen Dienst zu erweisen.“

Die Worte des Türken fielen ihm ein: „Alles ist erlaubt, nichts verboten.“

„Verzeihen Sie, Anna Hassström,“ bat er, „ich benehme mich lächerlich. Ich will gern Ihrem Rat folgen.“

„Sobald Sie die Originalkassette haben, gehen Sie nach Haus und kopieren die Dokumente, die Sie interessieren. Wir sind für fünf Uhr eingeladen, Sie können sich also wahrscheinlich um sechs Uhr bereits entfernen und haben Zeit genug, die Abschriften zu machen.“

„Und was geschieht weiter?“

„Ich werde, nachdem die anderen Gäste weggegangen sein werden, bei dem Obersten bleiben. Sie holen mich vor zwölf Uhr im Auftrag der Direktion zur Vorstellung ab und bringen die Kassette mit. Bei dieser Gelegenheit werde ich den Umtausch besorgen.“

Er sah sie voll Bewunderung an.

„Wir müssen nur mit zwei Möglichkeiten rechnen,“ fuhr sie fort, „die den ganzen Plan vereiteln können.“

„Und die sind?“

„Erstens, daß die Kassette keine Dokumente enthält, die für Sie von Wert sind, und zweitens, daß Sie durch irgendwelche unvorhergesehene Zufälle an dem Umtausch verhindert werden.“

„Dieses Risiko muß man tragen.“

„Das ist auch meine Meinung.“

Sie stand auf und holte aus ihrem Koffer einen Wachsabdruck.

„Lassen Sie zur Vorsicht mehrere Schlüssel

machen! Hier haben Sie die Größenverhältnisse der Kassette. Sie ist aus grauem Stahl und ganz unverziert.“

„Wie soll ich Ihnen danken, Anna Hassström?“ fragte er und küßte ihre Hand.

Sie schloß die Augen und schwieg.

Er wagte nicht die Stille zu stören.

Nach einer Weile sagte Anna Hassström:

„Ich will Sie nicht länger aufhalten. Sie müssen auch ein paar Stunden schlafen. Sie werden heute ruhige Nerven gebrauchen.“

Er stand auf.

„Welche Kollegin soll ich mitnehmen?“

„Belleicht Mirjam Gitt,“ antwortete er nach einiger Ueberlegung.

„Schön. Mirjam Gitt.“

Ein jäher Gedanke fuhr ihm durch den Kopf.

„Was geschieht, Anna Hassström,“ fragte er voll Besorgnis, „wenn ich durch irgendeinen nicht zu berechnenden Umstand daran gehindert werde, die Kassette zurückzubringen?“

Sie richtete ihre stahlblauen Augen fest auf ihn.

„Dann kümmern Sie sich nicht weiter um mich. Trachten Sie so rasch als möglich die Grenze zu erreichen. Ich werde Ihren Rückzug mit meinem Leib decken.“

Sein Herz begann stärker zu schlagen.

„Ich kann nicht verstehen, Anna Hassström,“ sagte er mit gepreßter Stimme, „warum Sie dies alles für mich tun wollen.“

„Das ist doch ziemlich klar,“ erwiderte sie. „Ich will mich an dem Obersten Korsuchin rächen.“

Er blickte sie ungläubig an.

„Deswegen sind Sie bereit, Ihr Leben aufs Spiel zu setzen?“

„An meinem Leben liegt nicht viel. Es ist niemand auf der Welt, der auch nur eine halbe Stunde lang um mich trauern würde.“

„Sie dürfen nicht so sprechen, Anna Haffström.“

„Sie sind ein merkwürdiger Mensch,“ spottete sie.

„Ich biete Ihnen meine Dienste an, und Sie machen sich darüber Gedanken, warum ich es tue. Das kann Ihnen doch ganz gleichgültig sein. Das Ziel muß Ihnen die Hauptsache sein.“

„Gewiß, Sie haben vollkommen recht,“ entgegnete Heinersdorff, „aber es gibt Geschenke, die man nicht annehmen kann, bevor es nicht klar wird, weswegen man sie erhält.“

Ihre Blicke glitten an ihm vorbei und blieben irgendwo in der leeren Luft haften.

„Vielleicht liebe ich Sie,“ sagte Anna Haffström und lächelte bitter.

XXIII.

Mirjam Gitt sang.

Heinersdorff, der sie begleitete, bemerkte an diesem Nachmittag zum erstenmal, wie begabt sie war. Sie hatte keine starke Stimme, aber sie legte so viel Gefühl und Ausdruck in ihre Lieder, daß sie wie persönliche Erlebnisse wirkten.

Als Mirjam Gitt geendet hatte, applaudierten die Herren. Es waren kaum zehn Gäste, die Oberst Korsuchin eingeladen hatte.

Mirjam Gitt dankte und wurde von einem jüngeren Offizier aufgefordert, neben ihm Platz zu nehmen. Er sprach auf sie ein, während sie an seiner Seite saß. Sie hörte nachdenklich zu und suchte die Blicke Heinersdorffs.

Oberst Korsuchin trat zu dem Klavierspieler und bot ihm ein Glas Champagner an. Heinersdorff spielte zum Dank einen leisen Walzer.

Endlich erschien Anna Haffström. Sie war in strahlender Laune und hatte ihren schönen Tag. Sie hielt wie eine Königin Cercele und fand für jeden der Anwesenden ein heiteres, angenehmes Wort.

Heinersdorff blickte auf die Tassen und träumte. Er schritt durch die Magingstraße und holte seine Braut ab. Sie gingen durch den Wienerwald. Es war im Frühling. Er sah ihr Gesicht, er fühlte ihre Hand, er hörte ihre sanfte Stimme.

„Ich will jetzt singen, sonst schläft uns der arme Kapellmeister ein,“ sagte Anna Haffström.

Heinersdorff erwachte. Die Offiziere blickten ihn lächelnd an.

Anna Haffström begann zu singen. Der Klavierspieler wurde plötzlich nervös. Seine Finger gehorchten ihm nicht. Auf einer Konsole stand eine kleine, französische Uhr, die silberhell zu schlagen anfang. Heinersdorff zählte aufmerksam die Schläge:

Sechs Uhr.

„So passen Sie doch auf!“ fauchte Anna Haffström und stampfte unwillig mit dem Fuß auf.

Heinersdorff versuchte krampfhaft, seine Gedanken auf das Spiel zu konzentrieren. Der Schweiß stand auf seiner Stirn. Er hörte eine Stimme, die zu ihm sagte: „Du wirst nicht mehr zurückkommen.“ Es war die Großmutter, die alte, fröhliche Frau.

Die Offiziere klatschten Beifall. Heinersdorff trank das Glas Champagner in einem Zug aus. Anna Haffström beugte sich über ihn, als suche sie in den Notenblättern, und flüsterte mit geschlossenen Lippen:

„Nehmen Sie sich zusammen!“

Anna Haffström sang ein Lied nach dem andern. Oberst Korsuchin blickte verklärt auf die Sängerin.

Die kleine französische Uhr schlug halb sieben.

„Ich kann nicht mehr,“ rief Fräulein Haffström lachend und ließ sich erschöpft auf einen Sessel nieder. Die Gäste umringten sie.

Mirjam Gitt stand auf und wollte die Gelegenheit benutzen, um sich zu entfernen. Der junge Offizier merkte ihre Absicht und hielt sie zurück.

„Ich danke, Herr Kapellmeister, Sie können gehen,“ sagte Anna Haffström und winkte ihm mit der Hand zu. Heinersdorff packte seine Noten zusammen und schloß das Klavier. Das ganze Zimmer drehte sich im Kreis. Er machte eine linstische Verbeugung und ging schwankend hinaus.

Im Vorzimmer stand ein Diener, der ihm in seinen Mantel helfen wollte. Heinersdorff dankte. Er begab sich in den Raum, der Anna Haffström als Garderobe gedient hatte. Die Stahlkassette lag auf dem Bett. Die Tür zu dem Arbeitszimmer war nur angelehnt. Heinersdorff konnte durch den Spalt den Schreibtisch erblicken, auf dem die Dokumentenkassette stand.

Plötzlich hörte er Schritte. Er zog sich eiligst von der Tür zurück und ordnete seine Noten. Oberst Korsuchin kam aus dem Arbeitszimmer. Er hielt ein Kuvert in der Hand.

„Ich habe vergessen, Ihnen für Ihre freundliche Mitwirkung zu danken, Herr Kapellmeister.“

Er überreichte ihm das Kuvert.

„Ich danke ergebenst, Herr Oberst.“

Er verwahrte das Geld umständlich in seiner Brieftasche. Der Oberst schien aus Höflichkeit warten zu wollen, bis Heinersdorff das Zimmer verlassen hatte.

„Das Spiel ist verloren,“ dachte er.

Da steckte Anna Haffström ihren Kopf zur Tür herein und rief schmollend:

„Wo bleiben Sie denn, Oberst?“

Korsuchin wendete sich sofort um und antwortete entschuldigend:

„Verzeihen Sie gnädigst, ich komme schon.“

Anna Haffström zog ihn aus dem Zimmer.

Heinersdorff legte die Noten in die Kassette und schlich zur Tür, die in den Arbeitsraum führte. Alles war still. Nur sein Herz klopfte laut und stürmisch.

In unserer übernächsten Nummer beginnt

ein neues Werk von

Richard Skowronnek

„Das große Feuer“

Der zweite Teil der „Sturmzeichen“, des Romans, der unlängst mit fast beispiellosem Erfolg in der „Berliner Illustrierten Zeitung“ zum Abdruck gelangt ist. Bis in unsere Tage hat jetzt der Dichter diese kühne Prophezeiung des europäischen Krieges fortgeführt.

Er öffnete die Tür und ging auf den Fußspitzen zu dem Schreibtisch. Aus weiter Ferne hörte man Anna Haffström auflachen. Dann wurde es wieder ruhig. Heinersdorff vertauschte die Kassetten und ging festen Schrittes in das Vorzimmer.

Der Diener half ihm in den Mantel. Er gab ihm einen Kubel Trinkgeld.

Heinersdorff verließ langsam und bedächtig die Villa, in der Oberst Korsuchin wohnte. Er schritt ohne Hast und Besorgnis durch den dunkelnden Lazienki-Park. Er war wieder Herr seiner selbst. Die Luft schien weich und mild zu sein, obwohl zu beiden Seiten des Weges noch schmutziger Schnee lag. Es war ja schon März. Daheim blühten bereits die Beilchen.

Als er die Meja Hjazdowska erreicht hatte, begann er unwillkürlich schneller zu gehen. Er hatte das Verlangen, zu laufen, zu schreien, zu jauchzen. Ein ungeheures Freudegefühl drohte, seine Brust zu sprengen. Es war ihm, als hätte er eine große Schlacht gewonnen.

Er rief eine Droschke an und fuhr in sein Hotel.

Er versperre sorgfältig die Zimmertür und betrachtete glückstrahlend die Kassette, die er auf den Tisch gestellt hatte. Er zündete sich eine Zigarette

an und starrte verliebt auf das kleine Haus aus blankem Stahl. Was enthielt es? Welche Geheimnisse barg es?

Er raffte sich endlich auf und holte die Schlüssel, die er nach dem Wachsabdruck hatte anfertigen lassen. Es waren sechs Schlüssel, von verschiedener Länge. Er versuchte den ersten. Er öffnete nicht. Dann den zweiten und dritten. Sie paßten nicht. Ein leiser Schauer rann über seinen Rücken. Der vierte Schlüssel versagte, dann der fünfte. Heinersdorff blickte mit starrem Entsetzen auf die Kassette und auf den letzten Schlüssel. Eine schwarze Wolke von Gefahr zog auf und verdüsterte das Zimmer. Auch der sechste Schlüssel öffnete nicht.

Heinersdorff ließ seine Hände sinken und glogte verstört die Stahlkassette an, die ihn zu verspotten schien. Es war ihm, als wäre er von einem riesenstarken Hammer zu Boden geschlagen worden. Er richtete sich mit unerhörter Anstrengung auf und versuchte von neuem die Schlüssel. Einen nach dem andern, mit unermüdlicher Geduld. Es war vergebens. Die Kassette blieb stumm und geschlossen.

Die Zeit zerbröckelte und zerfiel. Man mußte einen Entschluß fassen. Wenn die Schlüssel nicht öffneten, mußte Gewalt eingreifen. Aber wenn die Kassette beschädigt wurde, war Anna Haffström verloren. Sie tat ihm leid. Er jagte sie in einen schlimmen Tod. Aber dies war keine Stunde für Gefühle. Und wenn die Kassette nichts enthielt, was zu wissen wert war? Nutzlos wurde dann Anna Haffström geopfert.

Ich kann nicht anders, dachte er mit bitterer Entschlossenheit und suchte nach einem Werkzeug, um die Kassette zu sprengen. Der Knopfschieber zerbrach.

Heinersdorff stürzte aus dem Haus und lief in ein Eisenwarengeschäft, das in einer Nebengasse lag. Er erzählte eine bunte Geschichte von einem Koffer, den er nicht öffnen konnte, und kaufte Hammer und Stemmeisen.

Er kehrte ruhig und gelassen in das Hotel zurück. Bevor er das Stemmeisen ansah und den Hammer zum Schlag erhob, sagte er:

„Favöl, Anna Haffström!“

Dann schlug er los. Mit halber Kraft. Er wollte großen Lärm vermeiden. Die Kassette wehrte sich wie ein lebendes Wesen. Heinersdorff lauschte angestrengt an der Tür. Nichts rührte sich auf dem Korridor. Die Hotelgäste waren beim Nachtmahl oder im Theater.

Er öffnete das Fenster, damit das Geschrei der Straße den Lärm im Zimmer verdeckte. Dann schlug er los. Mit ganzer Kraft. Die Kassette sprang mit einem dumpfen Knall auf. Sie war bis an den Rand mit Dokumenten gefüllt. Heinersdorff hielt den Atem an. Er hörte auf dem Gang Schritte, die näher kamen. Offenbar ein Kellner oder ein Stubenmädchen, die der Knall aufgestört hatte, und die vielleicht einen Selbstmord vermuteten. Heinersdorff begann laut zu pfeifen. Die Schritte entfernten sich. Er schloß das Fenster. Dann holte er mit bebenden Fingern die Dokumente aus der Kassette. Ein Freudenrausch tobte in seinem Blut. Er hielt in seinen Händen Pläne von unermesslichem strategischen Wert. Anna Haffström war für Großes geopfert worden.

Er versenkte sich, in einem Taumel von Glück, in die Papiere, die ein absurdes Schicksal ihm in den Schoß geworfen hatte. Er vergaß Ort und Zeit und studierte, als säße er in seinem Wiener Arbeitszimmer.

Ein plötzliches Klopfen an der Tür erweckte ihn. „Hallo! Verschlafen Sie mir die Vorstellung nicht!“

Es war Direktor Süßkind.

„Ich komme schon zurecht,“ rief Heinersdorff. Er blickte auf die Uhr. Es war halb zwölf. Wo war die Zeit geblieben? Er hätte ja längst im Zug sitzen müssen. Allzulange konnte Anna Haffström seine Flucht nicht decken.

Er suchte fieberhaft im Eisenbahnfahrplan die Abfahrtszeiten der Züge nach Wien. Den Abendschnellzug hätte er unter gar keinen Umständen erreichen können, denn der ging um sieben Uhr dreißig ab. Er konnte erst morgen früh abreisen. Vielleicht gelang es ihm noch vor der Entdeckung des Raubes die Grenze zu erreichen.

Er verpackte die Dokumente in wasserdichtem Segeltuch und barg sie in der Notenmappe, um sie während der Nacht nicht aus den Augen zu verlieren. Die Kassette und die Werkzeuge trug er in Anna Haffströms Zimmer, das nicht verschlossen war.

Als Heinersdorff in die Garderobe kam, traf er Direktor Süßkind in maßloser Aufregung. Anna Haffström war nicht da.

„Wir müssen die Vorstellung ohne sie beginnen,“ meinte der Kapellmeister. „Vielleicht kommt sie später.“

„Ja, ja, wir müssen beginnen,“ antwortete der Direktor ratlos und stürzte in den Saal.

Als Heinersdorff ihm folgen wollte, begegnete er Mirjam Gitt. Er packte sie bei der Hand und küsserte sie.

„Sie dürfen nicht sagen, wo Fräulein Hassström ist. Ich bitte Sie darum.“

Sie blickte ihn verstört an und antwortete leise:

„Ich werde nichts sagen.“

Heinersdorff setzte sich zum Klavier. Er spielte schlecht und unaufmerksam in dieser Nacht.

Fräulein Hertha Rohde wurde zweimal aus dem Saal gebracht.

In den Pausen tobte der Direktor wie ein Besessener.

„Ich werde dieses pflichtvergessene Frauenzimmer mit einer Monatsgage bestrafen.“

Er glaubte in diesem Augenblick wirklich daran, daß es in seiner Macht läge, die Direktorin des Kabarets Excessior zu bestrafen.

Anna Hassström kam nicht. Man konnte sich auf sie verlassen. Sie deckte den Rückzug mit ihrem Leib.

Endlos schien diese unbarmherzigste aller Nächte. Heinersdorff konnte sich kaum aufrecht halten.

Mechanisch, wie in einem wüsten Traum, glitten seine Finger über die Tasten und formten sanfte Walzer und flotte Märsche, die sein Ohr peinigten. Die Un-

geduld fraß in ihm und machte ihn halb besinnungslos. Eine dumpfe Angst um seinen Schatz, der unter den Notenblättern versteckt lag, wühlte in seinen Eingeweiden. Gab es keinen Morgen für diese Nacht der Qualen?

Endlich, endlich war es vier Uhr. Die Damen des Kabarets saßen bereits beim Champagner. Der Direktor schmunzelte vergnügt. Es ging auch ohne Anna Hassström. Margit Salány war schon bei der zehnten Flasche angelangt. Der Saal hatte sich gelichtet. Es kam nicht mehr lange dauern, dachte Heinersdorff und spielte unermüdet, vom Fieber geschüttelt, sanfte Walzer und flotte Märsche.

Plötzlich brach eine neue Gesellschaft in den Saal ein. Offiziere mit Damen. Sie waren in fröhlichster Stimmung und lachten und lärmten sinnlos. Heiners-

dorff war der Verzweiflung nahe. Seine Nerven zitterten. Er konnte nicht mehr. Er wollte aufstehen und hinausgehen.

Während er dies überlegte, erblickte er wie durch einen dicken Nebel eine Frau, die ihn neugierig-erstaunt mit lächelnden Augen anstarrte. Ich sehe Gespenster, sagte er verwirrt zu sich und wagte nicht aufzusehen. Er begann von neuem, einen Walzer zu spielen und suchte vorsichtig das lächelnde Gesicht der Frau, das seine Willenskraft gelähmt hatte. Der Nebel schwand. Das nackte Gesicht leuchte, war kein Gespenst, wurde riesengroß, erfüllte den ganzen Saal. Madame Golubjew saß bei den Offizieren und lächelte ihm spöttisch zu.

Heinersdorff wurde seltsam ruhig. Seine Nerven entspannten sich.

Madame Golubjew stand auf und näherte sich langsam dem Klavier, als wolle sie sich nach dem Namen des Walzers erkundigen, den der Mann spielte.

Sie stand ganz nahe hinter dem Rücken Heinersdorffs. Er konnte den Duft ihres Körpers spüren.

Sie sagte leise und siegesgewiß:

„Guten Abend, Herr Hauptmann Heinersdorff.“

Kein Muskel zuckte in seinem steinernen Gesicht. Er spielte ruhig und sicher seinen Walzer weiter, vielleicht etwas zu laut, aber sonst durchaus korrekt.

Sie fuhr fort, triumphierend und zärtlich zugleich:

„Ich hoffe, Sie morgen spätestens bis Mittag bei mir zu sehen. Marszalkowka 11.“

Der Klavierspieler schien das Gehör verloren zu haben.

Ein Offizier kam, um Madame Golubjew zum Tisch zu holen.

Sie fragte nachlässig:

„Wie heißt der Walzer, den Sie spielen?“

Heinersdorff antwortete freundlich:

„Dernier soupir, Madame.“

„Merci,“ sagte sie und ging mit ihrem Kavalier zum Tisch zurück.

XXIV.

Um sieben Uhr stand Heinersdorff auf der grauen Straße. Es regnete. Er atmete gierig die feuchtkühle Morgenluft ein und ging langsam und vor-

sichtig zum Bahnhof. Sein Zug fuhr erst in einer Stunde ab. Still und einsam waren noch die triefenden Straßen. In einer Ecke stand ein alter, kranker Jude im Kasten neben einem bloßfüßigen kleinen Mädchen, das vor Kälte und Hunger zitterte, und bettelte stumm, mit verzweifelten, irrsinnigen Augen. Heinersdorff schenkte ihm ein Goldstück. Der alte Mann schrie vor Freude auf.

Vor dem Fahrkartenschalter standen schon Reisende. Heinersdorff stellte sich in die Reihe und hielt das Geld bereit. Zwei Herren vor ihm, es waren Deutsche, sprachen leise über das Pafwesen.

Der eine fragte:

„Ist Ihr Paf in Ordnung? Ohne Paf kommen Sie aus dem heiligen Rußland nicht heraus.“

„Ich weiß,“ antwortete der andere.

Heinersdorff dachte, als hätte man ihm ein Messer ins Herz gestochen. Die ganze Bahnhofshalle versank. Er schien ganz allein zu sein, hilflos und verlassen, inmitten von Millionen heimtückischer, haßerfüllter Feinde. Welch ein unfähiger Narr war er! Sein Paf lag friedlich auf dem Polizeiamt.

Gestern noch hätte er ihn unauffällig holen können. Jetzt stand er hier, verloren und gefangen. Die Dokumente, die er in der linken Brusttasche trug, wurden plötzlich unerhört schwer und drückten ihn zu Boden. Tränen der ohnmächtigen Wut verdunkelten seinen Blick.

Der Schalter wurde geöffnet. Heinersdorff konnte nicht aus der Reihe heraustreten und mußte den Leidensweg bis zur Kasse machen. Er ging vorbei, ohne eine Karte zu lösen. Er blieb ratlos und betäubt in der Bahnhofshalle, bis der rettende Zug, der in die Heimat eilte, abgefahren war.

Er versuchte seine Lage klar zu überdenken. Es war unmöglich, heute den Paf zu holen, da Anna Hassström vielleicht schon entdeckt war. Der gerade Weg in die Heimat war verschlossen. Man konnte einen Offizier erreichen und von dort auf einem Schiff entkommen. Das Unternehmen schien nicht sehr aussichtsreich zu sein, denn man kam ohne Paf nicht weit in diesem Land. Aber Heinersdorff war entschlossen, auch das Unmögliche zu wagen, um seine Dokumente zu retten. Er begann hastig die Fahrpläne zu lesen. Es galt, keine Zeit zu verlieren.

(Fortsetzung folgt.)



Etwa 5 Liter Naturwein

müssen ihre edelsten Bestandteile abgeben für eine einzige Flasche

Asbach „Uralt“

alter deutscher Cognac

Ein vaterländisches Erzeugnis, in Rudesheim am Rhein aus Naturwein destilliert und auf jahrelangem Lager gepflegt, von unvergleichlicher Güte

Der Cognac des deutschen Hauses

Weitere beliebte Marken:

Asbach „Echt“ u. Asbach „Alt“

Feldpostbriefe

mit Asbach-Cognac eine hochwillkommene Gabe

HUMOR

Schulze sitzt im Schützengraben und liest eifrig in einer nicht sehr reinlich aussehenden Zeitung: „Was steht denn drin?“ fragt der Nachbar. „Unsere diplomatischen Beziehungen mit Frankreich sind seit den letzten Tagen etwas gespannt.“ — „Von welchem Datum ist denn die Zeitung?“ fragt der Nachbar erstaunt, „Vom Juli 1914“, sagt Schulze entschuldigend, „weißt Du, wenn man nichts anderes zu lesen hat...“

*

Eine Kompanie ist auf dem Schießplatz zur Schießübung ausgerückt, froh, daß sie endlich einmal „knallen“ dürfen. Da kommt der Herr Oberst, prüft, findet alles schlecht, bestimmt sechs Mann zum „Strafappell im Ordonnanzanzug“, kratzelt mit dem Feldwebel und nimmt sich auch Oberleutnant und Hauptmann beiseite. Schließlich sagt er: „Nüchtern aufpassen, Herr Hauptmann! Brav schießen! So ein Uebungsschießen muß für jeden Soldaten ein Festtag sein!“

*

Soldat (im Schützengraben): „Nu seht mal diese prachtvolle Leberwürst, die mir meine Minna schickt — die hat das brave Mädchen doch sicher ihrer Herrschaft am Munde abgespart!“

*

Frau Krause liest in der Zeitung, daß der Krieg an der Wisne, wo auch ihr Mann steht, etwas zum Stillstand gekommen ist. Sie schreibt darum ihrem Cheftelsten auf einer Feld-Postkarte: „Na, Eduard! Soll ich Dir vielleicht Beten machen?“

Zeichnung von Otto Hundt.



Wertvoller Fund.

Englische Offiziere haben bei einem deutschen Gefangenen Karten gefunden, die von sehr wichtiger, strategischer Bedeutung zu sein scheinen.

Silben-Rätsel.

Aus den Silben:

- a - a - a - a - al - bo - bu - burg - cat - dra - dri - e - e - en - frei - kir - lan - mack - mar - mün - mysl - nay - pan - pe - per - pern - plan - pr - ri - ro - ro - rough - sa - scar - sen - ster - ta - to - tra - y - ze - zi - zunt

sind fünfzehn Wörter zu bilden; der 1. 2. 3. 4. 5. Buchstabe, dann der 5. 4. 3. 2. 1. und wieder der 1. 2. 3. 4. 5. Buchstabe dieser Wörter von oben nach unten gelesen, ergeben eine zeitgemäße Warnung.

Die Wörter bezeichnen: 1. Italienischen Staatsmann. 2. Vielgenanntem Ort in Belgien. 3. Stadt im litauischen Kriegsgebiet. 4. Ort an der englischen Ostküste. 5. Name einer berühmten Brücke in Italien. 6. Heldenmützig verteidigte Festung. 7. Deutsche Stadt. 8. Stadt in Dalmatien. 9. Einen Kampfplatz im südlichen Europa. 10. Durch Weindbau berühmten Ort. 11. Deutschen Seeführer. 12. Historisch berühmten Ort in Ägypten. 13. Eine Süßigkeit, die jetzt alt und jung gegessen hat. 14. Das modernste Fahrzeug. 15. Stadt in Westphalen.

Dreifach verschlungen.

Wie der Pythia sich dreifüßig, Empfang' ich, bewahr' ich, verschließ' ich Mein Erstes in mir, und wohn' in meinen letzten Leiden. Mancher besitzt mich nicht ganz. Bescheiden Birgt er mein Erstes da in in meinen letzten Leiden.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Rätsel: England.

Silben-Rätsel: Die Zusammenkunft der nordischen Könige. 1. Doracl. 2. Eisenz. 3. Ulfes. 4. Ma. m. 5. Marne. 6. Nettelbeck. 7. Umbrien. 8. Fahrheit. 9. Dieuze. 10. Robinson. 11. Omar. 12. Delhi. 13. Sandwich. 14. Essen. 15. Kors. 16. Raem. 17. Granada.

Des Waldes Feind: Solzjäger.

RÄTSEL

Zu Wasser und zu Lande. 1 2 3 gelesen, auf den Meeren heulen und toben, 2 3 1 bei Berlin, ob seiner Schönheit zu loben.

Rheuma-tische Beschwerden: Dr. Reiss' RHEUMASAN Schmerzstillend. Frage den Arzt. Extra starke Echte Hienfong-Essenz (Destillat) à Dtz. M. 2.50, wenn 30 Flasch. M. 6.— portofrei. Chemische Werke E. Walther, Halle a. d. Saale, Mühlweg 20.

Vorbildung für Matur., Prima-, Einjähr.-Prüfung u. a.: Prof. Dr. Schusters Institut, Leipzig, Sidonienstraße 59. Prospekt frei! Wasserdichte Bekleidung u. Sanitätsartikel. Schles. Gummiwaren-Industrie Breslau II. Vertreter für Militärartikel sucht P. Holitzer, Breslau M 181. Echte billige Briefmarken 100 As., Afrik., Austr. 2.— | 500 versch. nur 3.50 1000 versch. nur 11.— | 2000 „ „ 40.— Max Herbst, Markenhaus, Hamburg K Grosse illustr. Preisliste gratis u. franko.

Die neue 1/2 Watt-lampe und transportable Akkumulatoren empfiehlt Alfred Luscher Akkumulat.-Fabrik Dresden-Aitst. G.-u. S. r. 20. Liste fr. Elektrische Lichtanlage Betriebsbereit

Haar-ausfall sowie Schuppen und Spalten der Haare wird unbedingt beseitigt durch tägl. Waschen mit der echten Steckenpferd-Teerschwefel-Seife v. Bergmann & Co., Radebeul. Bestes Mittel zur Stärkung und Kräftigung des Haarwuchses. Stück 50 Pf. Ueberall zu haben.



Pallabona Unerreichtes trockenes Haarentfettungsmittel entfettet die Haare rationell auf trockenem Wege, macht sie locker und leicht zu frisieren, verhindert das Auflösen der Frisur, verleiht feinen Duft, reinigt die Kopfhaut, Gesetzlich geschützt. Aerztlich empfohlen. Dosen zu Mark 0.80, 1.50 und 2.50 bei Damenfriseurinnen, in Parfümerien.

Neu! Bruchleidende Neu! Wohltat und Hilfe. Auf Heilung hinwirk. Viele Dankschr. Aufklärende Broschüre L. geg. 30 Pf. in Marken d. Schievekamp's Bandagen - Versandhaus, Düsseldorf 63, Wilhelmplatz 10, I. Etg., direkt gegenüb. d. Hauptbahnhof, und Duisburg 63, Königstraße 33.

Verlang. Sie gratis uns. Liste über Gummistrümpfe und neue Gesundheitspflegeartikel. Josef Maas & Co. Berlin 108, Oranienstr. 108. Patent - Billardtuch Unzerreißbar. Kein Flecken, kein Stopf. W. Reinicke, Tuchfabr., Finsterwalde 37.

BRIEFMARKEN Deutsch-Belgien 3, 5, 10, 25 Centimes: 40 Pf. ZEITUNG, KATALOG GRATIS PHILIPP KOSACK & Co BERLIN C. Burstr. 13

Beschleunigte Heilung unserer Verwundeten. Beschleunigte Felddienstfähigkeit unserer Verwundeten. Ein Vorteil für unser Heer.

Die Heilung Verwundeter wird durch Sonnenbestrahlung energisch unterstützt. Jedoch nur in hochgelegenen Kurorten, wie Davos, St. Moritz, Arosa usw., hat die Sonne diese starke Heilkraft, weil das eigentlich Wirksame, die kurzwelligen Ultraviolettstrahlen, vom Dunstkreise der Erde absorbiert werden und nicht in die Ebene herabgelangen. Diese natürlichen Sonnenstrahlen des Hochgebirges, namentlich die heilkräftige unsichtbare Ultraviolettstrahlung, liefert in reichem Masse die Quarzlampe „Künstliche Höhensonne“ nach Sanitätsrat Dr. Hugo Bach-Bad Elster und Prof. Jesionek-Giessen. Alle offenen Wunden und Operationswunden, Rheumatismus, Lungenleiden, alle Hautkrankheiten (z. B. bei der im Kriege häufigen Bartflechte genügt eine kurze Bestrahlung), Kräfteverfall und alle Stoffwechselerkrankungen werden erstaunlich schnell durch die Bestrahlung gebessert. Schlawe Granulationen trocknen schon nach wenigen Bestrahlungen ein, traumatische Ulzerationen jüngeren Datums heilen nach durchschnittlich 4-7 Bestrahlungen von 4-10



Minuten Dauer, der gelbe Eiterbazillus wird bereits durch 5-10 Sek. dauernde Bestrahlung vernichtet. Die Ultraviolettbestrahlung wirkt in hohem Grade schmerzstillend, beseitigt den Kräfteverfall u. bessert das Allgemeinbefinden. Wir bitten alle Herren Lazarettärzte, alle Vereinigungen des Roten Kreuzes, alle Angehörigen um Unterstützung, damit unseren Verwundeten möglichst schnell der Vorteil rascher Heilung verschafft wird. Die „Künstliche Höhensonne“ wird an Lazarette und Aerzte kostenlos zur Probe geliefert. Ernste medizinische Literatur (über 200 Publikationen) und Liste von über 2000 mit „Künstlicher Höhensonne“ behandelnden Universitätskliniken, städtischen Krankenhäusern und Aerzten versendet kostenfrei die Quarzlampe-Gesellschaft m. b. H., Hanau. 16 Deutsche Reichspatente, 105 Auslandspatente, 3 Grosse Preise (Brüssel 1910, Rom 1912, Gent 1913).

„Künstliche Höhensonne“ Wichtig für jeden Kranken und Arzt!

Ersatz für Höhenkuren. Sehr erhebliche Abkürzung der Behandlungs- (Krankheits-) Dauer. Erfolge, wo andere Behandlungsmethoden versagen, bei: Herzleiden, Lungenleiden, Zuckerkrankheit, Fettsucht, Bleichsucht,

Rheumatismus, Gicht, Nervosität, Neurasthenie, allen Stoffwechselerkrankungen, Skrofulose (chirurg. Tuberk.), schlecht heilenden Wunden, Beingeschwüren, allen Hautausschlägen u. übermäss. Menstruation. Verkauf nur an Aerzte.